

Kinder ohne Gärten und Senioren ohne Heim?

Stefan Hartmann

Die architektonische Gestaltung von Krankenhäusern sei lange Zeit vernachlässigt worden, die Gebäude seien funktionalistische ›Gesundheitsmaschinen‹ mit standardisierten Grund- und Aufrisschemata, deren ästhetische Gestaltung zumeist weit hinter derjenigen anderer öffentlicher und privater Großprojekte zurückbleibe, so die Kritik zweier Autoren eines Buches über Krankenhausarchitektur.¹ Eine wesentliche Ursache für das standardisierte Erscheinungsbild von Hospitälern, Schulen und Altenheimen ist in den Vorgaben der jeweils zuständigen Ministerien zu suchen: Zwischen der Mitte der 60er und dem Ende der 70er Jahre kam es gerade im sozialen Bereich zu einer Institutionalisierung und Bürokratisierung des Bauens in bis dato nicht gekanntem Ausmaß. So enthielten beispielsweise in Bayern die 1975 eingeführten »Allgemeinen Schulbaurichtlinien« nicht nur »Musterraumprogramme« für die verschiedenen Schularten sowie einen umfangreichen Anforderungskatalog, die Vorgaben verlangten von den Architekten zudem die Anwendung der »Internationalen Modularordnung«, die auf einem Rastermaß von 1,2 m basiert.² Nun wurde auch genau geregelt, wie viel Grundfläche dem Einzelnen für eine ›artgerechte Haltung‹ zustand: Für bayerische Kinder-

gartenkinder z. B. waren es ganze 2 m².³ Architekten in Ost und West entwarfen daraufhin vorgabengemäße »Montagebausysteme« für zumeist eingeschossige Kindergärten.⁴ Langgestreckte, eingeschossige Betonquader, in parallelen Reihen zwischen, oder neben, den neu entstandenen Hochhauswohnsiedlungen – der idealtypische Kindergarten der 60er Jahre ähnelt nicht nur in seinem Aussehen und in seiner Lage einer Garagenanlage. Das Desiderat der Zeit waren Kindertagesstätten, in denen auch der schulpflichtige Nachwuchs ganztägig »abgestellt« werden konnte; beide Elternteile sollten und wollten schließlich ganztags arbeiten⁵ – und die Großeltern waren im Altenheim.

Als Alternative zum »Garagenmodell« versuchten andere Architekten die Ideen der japanischen Metabolisten und der niederländischen Strukturalisten mit den (gesetzlichen) Vorgaben und Anforderungen der jeweiligen Bauaufgabe zu verbinden und entwarfen Kindergärten, die zwischen Welt-raumbahnhofsvision, überdimensionierter Jakobsmuschel und begehbarem Biologie-Molekularmodell changieren.⁶ Mitte der 70er Jahre trat dann eine neue architektonische »Schulmedizin« an, die metastasenbildenden vertikalen und horizontalen »Krebsgeschwüre« der 60er Jahre durch individuell gestaltete Projekte in »humanem« Maßstab zu ersetzen, wobei die »Anamnese« auch den »Charakter des Ortes« berücksichtigen sollte.

Wie aber können Bauten in diesen wichtigen Sozialbereichen aussehen, die man aus der heutigen Perspektive gestalterisch und funktional als »gelingen« ansehen würde? Für das folgende Kapitel wurden Objekte aus drei Jahrzehnten ausgewählt, die exemplarisch für die Bereiche Erziehungs- und Bildungseinrichtungen, Krankenhäuser sowie Senioren- und Pflegeheime stehen. Schlaglichtartige historische Exkurse sollen zudem daran erinnern, dass nicht nur der ganze Lebensweg des modernen Menschen essentiell von seiner architektonischen Umgebung geprägt wird, sondern dass das Entstehen und die Entwicklung der entsprechenden Bauaufgaben auch ein wichtiger Teil der Kulturgeschichte sind.

Eine wesentliche Rolle für die Entwicklung von Fürsorge- und Bildungseinrichtungen kommt hierbei christlichen Insti-

tutionen zu – weist doch schon der berühmte, ursprünglich wohl zu Anfang des 9. Jahrhunderts entstandene »St. Galler Klosterplan« Unterkünfte für Hilfsbedürftige, eine Krankenstation (»Infermarium«) und Unterrichtsgebäude auf.⁷

Schulbauten

Welche Kriterien sollten bei Bauten für Bildungseinrichtungen, bei Kindergärten, Schulen und Hochschulen, beachtet werden?

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, das auch die »Gründerzeit« der Schule als »eigenständigem Bautypus« war, manifestierte sich das Ideal der klassischen Bildung häufig nur noch in vorgefertigten Pilastern, Gesimsen und Akanthusblatt-Akroteria, die »Backsteinkisten« appliziert wurden.⁸ Tatsächlich waren Schulgebäude zu jener Zeit häufig typisierte Backsteinbauten mit modularisierten Grund- und Aufrissgestaltungen, die in der Kombination einer rationellen Konstruktionsweise mit klassizierenden Dekorationselementen dem Vorbild von Schinkels Berliner Bauakademie (1832–36)⁹ verpflichtet waren.¹⁰ Mit solchen »Bildungskasernen« wurde die Erziehung in industrielle Dimensionen überführt, konnte gerade der große Bedarf der urbanen Ballungszentren – wie Berlin oder Hamburg – an Schulen rasch bedient werden.¹¹ Wichtige Kriterien waren damals gut belichtete und belüftbare Klassenräume sowie der Einbau sanitärer Anlagen in ausreichender Zahl. Die Würdeformen der klassischen Baukunst hingegen waren zu »Leerformeln« der Architektursprache geworden, die auch Bahnhöfe oder Fabrikgebäude dekorierten.

Demgegenüber wurde, nicht zuletzt als Folge reformpädagogischer Überlegungen und als Ausdruck nationalistischer Tendenzen, um die Jahrhundertwende die Forderung nach der Berücksichtigung ästhetischer Prämissen und nach einer Rückkehr zur »alte(n), gemüts- und phantasievolle(n) deutsche(n) Bauart« laut.¹² (Treppen-)Türme, hohe Walm-dächer in allen Variationen – oft durch Dachgauben und Zwerchhäuser zur Unterbringung von Lehrräumen nutzbar gemacht –, große, regelmäßig angeordnete Fenster sowie polygonale Erker können hierbei als Manifestationen der »deutsche(n) Bauart« gelten. Bruch- und Werkstein, Back-

stein und (verkleidetes) Holzfachwerk sollten sich für solche Bauten besonders gut eignen. (Interessanterweise verweisen all diese architektonischen Charakteristika der »deutsche(n) Bauart« auf die englische »Arts & Crafts«-Bewegung zurück.) Brandsteinverkleidungen dagegen wurden abgelehnt, da diese keine »malerische Patina« ansetzen, sondern in »langweilige(r) Farbenmonotonie« verharren würden. Die ästhetische Erfahrung des (vorgeblich) in heimat- und traditionsverbundener Weise errichteten Schulgebäudes wurde zu einem wichtigen Anliegen, denn »In der Wirkung aufs Gemüt offenbart sich der Kunstgehalt.«¹³

Die 65 Jahre später erschienene Fachliteratur belegt den fundamentalen Paradigmenwechsel, der in der Zwischenzeit stattgefunden hatte.¹⁴ Zur Verwirklichung aktueller pädagogischer Konzepte wurde seit Mitte der 1960er Jahre eine offene »Schullandschaft« sowie die »Überwindung von Sterilität und fixierter Ordnung« gefordert.¹⁵ Solche Postulate entstanden natürlich nicht zuletzt unter dem Eindruck des Schulbaus der Nachkriegszeit. Um den enormen Bedarf zu decken, waren bis Ende der 1950er Jahre viele neue Schulgebäude errichtet worden.¹⁶ Das gestalterische Paradigma war auch bei dieser Bauaufgabe der »Internationale Stil«, der sich, unter Berücksichtigung ökonomischer Fragen, in kubischen Stahlbetonbauten mit modularisiertem Grundriss und großen Fensterflächen manifestierte. Um der Forderung nach Licht und Luft zu entsprechen, und im Zusammenhang mit den eigenheimsehnsüchtigen Wanderungsbewegungen von Familien in die Peripherie, entstanden derartige Schulen oft in Stadtrandlage »im Grünen«, oder in stadtnahen Gemeinden. Einfache, klare Grundrisslösungen, endlos fortsetzbare segmentierte Fassaden mit großen Kippfenstern und die mit eloxierten Aluminiumfenstern großflächig verglaste Pausenhalle erfüllten damals alle praktischen und ästhetischen Forderungen an zeitgemäße Schulbauten, können aber auch heute noch – oder wieder – überzeugen. (Abb. 1–3)

Mit neuen Erziehungsmethoden und ebensolchen Gebäuden wollten die Verantwortlichen Ende der 1960er Jahre der »Deutsche(n) Bildungskatastrophe«¹⁷ entgegensteuern. Den hehren Zielen von Kreativität und Offenheit standen dabei

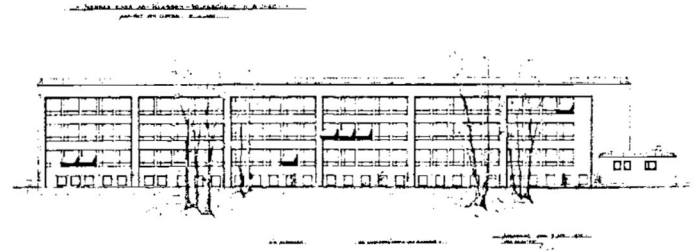


Abb. 1
Schule, Aichach
Ansicht Ost, Tusche auf
Transparent, 45x90 cm.
Fritz Schrammel, 1956
Archiv ABS Nr. 0408/56



Abb. 2
Schule, Aichach
Ansicht West, Tusche auf
Transparent, 45x90 cm.
Fritz Schrammel, 1956
Archiv ABS Nr. 0408/56

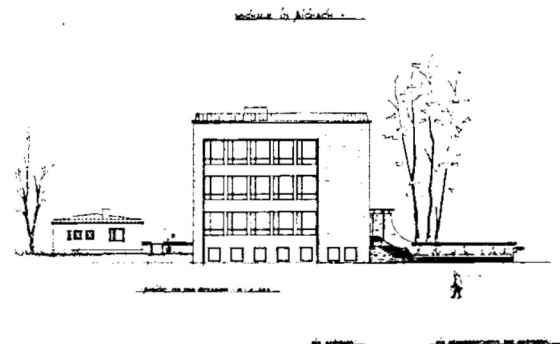


Abb. 3
Schule, Aichach
Straßenfassade, Tusche auf
Transparent, 45x50 cm.
Fritz Schrammel, 1956
Archiv ABS Nr. 0408/56

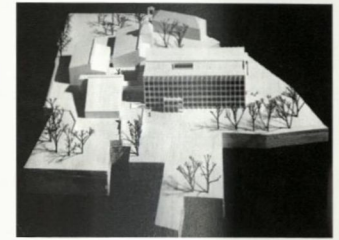


Abb. 6
A. B. von Stettensches Institut,
Augsburg,
Modellfoto 1967

Abb. 4
A. B. von Stettensches Institut,
Augsburg,
Südansicht,
Foto um 1970



Abb. 5
A. B. von Stettensches Institut,
Augsburg,
ehem. Gießhalle, Südansicht,
Foto um 1970



Abb. 7
Gymnasium St. Thomas,
Wettenhausen,
Klassentrakt, Gebäudeecke,
Foto um 1993

in der Architektur eine funktional optimierte Gestaltung und die »Industrialisierung des Bauprozesses« durch die Beschränkung auf räumliche Grundmodule und normierte Komponenten gegenüber.¹⁸ Das Ergebnis pädagogischer, gesellschaftspolitischer und ökonomischer Überlegungen präsentierte sich dann in Form von Gesamtschulen und Bildungszentren in der Größe von Fabrikarealen, in welchen enorme Schülerzahlen der Massenedukation in industriellem Maßstab zugeführt wurden.¹⁹ Der Nachwuchs der postindustriellen Gesellschaft wurde dadurch in einer architektonischen Umgebung erzogen, die an Fabrik- und Bürogebäuden orientiert war. Der große, klimatisierte, dafür aber oft fensterlose Multifunktionsraum galt als idealer Raumtypus solcher Schulen, denn »Flexibilität« war das Paradigma »einer Gesellschaft, die alles will – nur sich selbst nicht festlegen.«²⁰ Inzwischen hat sich freilich erwiesen, dass die Räume, deren Variabilität häufig kaum genutzt wird, teure »Energieschlucker« sind, in denen sich weder Schüler noch Lehrende wohl fühlen.²¹ An der »grünen Wiese«, auf der die Großprojekte meist entstanden, konnten sich die Nutzer der Gebäude jedenfalls nicht erfreuen – die Reize des Ausblicks waren schließlich kein Planungskriterium.

Für ein innerstädtisches Grundstück dagegen entwarf Hans Schrammel 1967 den Schulkomplex des Stetten-Instituts in Augsburg. Nachdem der private Schulträger seinen ursprünglichen Sitz am Martin-Luther-Platz zugunsten eines groß dimensionierten Kaufhausneubaus räumte, musste ein neuer Standort gefunden werden.²² Ein Ersatzareal wurde am nordwestlichen Rand der Altstadt, am »Katzenstadel« gefunden. Es war der berühmte Stadtbaumeister Elias Holl, der hier 1601 als eines seiner ersten Bauwerke eine massiv konstruierte, dreischiffige Gewölbehalle als »Gießhaus« errichtete; dort entstanden, neben Geschützen und Rohren, auch die Bronzen der Augsburger Prachtbrunnen.²³ Im angegliederten Turm konnten die Geschütze hängend gebohrt werden.²⁴ Nachdem die Gebäude zuletzt als Lager mehrerer Brauereien gedient hatten und die Halle im Krieg stark beschädigt worden war, konnten sie durch die Verlegung der Schule einer neuen Nutzung zugeführt werden: Aus der Gießhalle wurde die Bibliothek

des Stettenschen Instituts. Daneben, deutlich gegenüber dem historischen Gebäudeensemble zurückversetzt, entstand ein neues Schulgebäude von imposanter Größe, in dem sowohl ein Gymnasium als auch eine Realschule untergebracht sind. Der Stahlbetonskelettbau erstreckt sich über fünf Stockwerke (einschließlich des Kellergeschosses, das aufgrund des abfallenden Geländes z. T. oberirdisch liegt). Im Erdgeschoss befindet sich die annähernd T-förmige Eingangs- und Pausenhalle, von der aus man die hier untergebrachten großen Säle mit übergeordneten Einrichtungen erreicht, die sich technisch auf dem neuesten Stand präsentierten: ein Sprachlabor, ein Film- und Fernsehraum²⁵ und ein Werkraum. Des Weiteren sind hier u. a. auch eine Lehrküche sowie ein Speisesaal untergebracht. Ein Galerieauge in der Eingangsachse, neben dem offenen Treppenhaus, schafft eine visuelle Verbindung zum ersten Obergeschoss, in dem sich Unterrichtsräume befinden. An der selben Stelle wurde im zweiten Obergeschoss ein kleiner, nach oben offener Innenhof angelegt, der ein Stück Grün in die oberen Etagen holt. Auf diesen Hof öffnen sich Fenster im dritten Obergeschoss, in dem die Realschule untergebracht ist.

Die in Sichtbeton ausgeführten Längsfassaden des Neubaus werden in der Vertikalen durch deutlich hervortretende Stahlbetonpfeiler gegliedert. Die glatt verputzte Seitenfassade erhält in der Mittelachse durch dünne Stege, zwischen denen sich Fenster befinden, ein Relief, das gestalterisch die Pfeiler der Längsfassaden aufgreift. Eine der Schmalseiten weist auf den Innenhof, der vom Gießhaus und dem Hollschen Turm umgeben wird, während sich auf der gegenüberliegenden Hofseite die neu errichtete Turnhalle anschließt; ein großer Veranstaltungssaal, der fast 600 Plätze bietet, grenzt an der vierten Seite an den Hofumgang. Letzterer verbindet alle Gebäude miteinander und dient zugleich als Pausenaufenthaltsbereich. Im Innenhof bildet ein zylindrischer Brunnen einen Blickpunkt der Hofgestaltung.

Die Kombination der mächtigen Sichtbetonkonstruktion mit dem weiß verputzten Turm Elias Holls und den weiteren, um den Hof gruppierten Gebäuden mit Puttdächern erzeugt ein spannungsvolles Ensemble, bei dem auf eine

differenzierte Wirkung der verschiedenen Prospekte Wert gelegt wurde. So ist der Neubau, wie bereits erwähnt, weit hinter die Hollschen Gebäude zurückversetzt, wodurch ihm etwas von seiner Monumentalität genommen wird; in der Höhererstreckung wird die Spitze des Turmes nicht überragt; Gießhaus und Pausengang leiten gestalterisch in die Tiefe, schaffen eine optische Verbindung zum Barbarasaal im Hintergrund und zur Turnhalle. Von allen Seiten entsteht so ein in der Höhe und Tiefe vielfach gestaffeltes Gebäudeensemble, bei dem Elias Holls Turm als markanter Fixpunkt dient. (Abb. 4–6)

Ende der 80er Jahre plante das Architekturbüro Schrammel den Umbau und die Erweiterung des Gymnasiums St. Thomas in Wettenhausen, das unter Trägerschaft des benachbarten Frauenklosters der »Dominikanerinnen zur Rosenkranzkönigin« steht. In mehreren Bauabschnitten sollten die vorhandenen Gebäude umgebaut und saniert sowie durch neue Flügel wesentlich erweitert werden. Zunächst sollte das Bestandsgebäude um einen neuen Unterrichtstrakt erweitert werden. Die Planungen sahen vor, den Neubau im stumpfen Winkel an den Altbau anschließen zu lassen, wobei eine Treppenhalle den Alt- mit dem Neubau verbinden und beide Gebäude erschließen würde. Parallel zum bestehenden Gebäude wurde ein lang gestreckter Neubau geplant, in dessen Mitte die neue Pausenhalle errichtet werden würde. Ein separater, frei gestellter Baukörper sollte zur Unterbringung eines Tagesschülerheimes dienen. Die Neubauten verdeutlichen dabei in Gestaltung, Materialwahl und Konstruktion ihre Entstehungszeit, biedern sich der bestehenden Bebauung nicht an. Der diagonal gestellte Baukörper hätte, zusammen mit dem gegenüberliegenden Neubau, eine visuelle Hinführung der Schüler und Besucher zur Eingangs- und Pausenhalle erzeugt. Die großflächige Durchfensterung hätte den »einladenden« Charakter zusätzlich nach außen transportiert und zugleich für eine Öffnung der Räume zur umgebenden Landschaft gesorgt. Tatsächlich wurde aber nur ein kleiner Teil der Entwürfe realisiert: die Erweiterung des Bestandsgebäudes. Zehn Jahre später wurde zudem eine separat stehende Mehrfachturnhalle in Stahlbetonskelettbauweise errichtet. (Abb. 7)

In den neunziger Jahren war Bayern unter den deutschen Bundesländern führend im Bereich der Schulneubauten und hatte auch bei Maßnahmen im Bestand eine Spitzenposition inne.²⁶

Heute gehören die Modernisierung bestehender Bauten und ihre Anpassung an die veränderten pädagogischen Konzepte und bildungspolitischen Ziele – zu denken ist hier etwa an die Ausstattung mit neuen Medien, oder an Verpflegungs- und Aufenthaltsmöglichkeiten im Rahmen der Einführung der Ganztagschulen – sicher zu den vorrangigen Aufgaben im Bereich des Schulbaus. So erfolgte 1991 die Erweiterung des St. Thomas-Gymnasiums um ein lang gestrecktes, zweigeschossiges Gebäude

Kindergärten

In romantisch-aufklärerischem Ton und offensichtlich einem nationalstaatlichen Ideal verpflichtet, forderte Friedrich Fröbel 1840 »mit deutschem Geiste« alle »deutsche(n) Frauen und Jungfrauen« zur Gründung eines »deutschen Kindergartens; denn wie in einem Garten ... im Einklang mit der Natur die Gewächse gepflegt werden, so sollen hier die edelsten Gewächse, Menschen, Kinder als Keime und Glieder der Menschheit in Übereinstimmung mit sich, mit Gott und Natur (...) erzogen werden.«²⁷ Bis zu seinem Tod 1854 setzte sich Fröbel für seine »Kindergarten-Stiftung« ein und gründete mehrere solcher Institutionen, denen auch Einrichtungen zur Ausbildung von Erziehungskräften angegliedert waren; sein Ziel war ein integrierter Bildungsweg »vom Kindergarten bis zur Hochschule«, wie eine Eingabe an die Frankfurter Nationalversammlung forderte.²⁸

Die Bedeutung eines Gartens für die »gedeihliche« Erziehung von Kleinkindern betont auch eine Publikation aus den 1960er Jahren, die als Planungsleitfaden für Architekten gedacht ist.²⁹ Aus pädagogischen Gründen seien, neben einer ausreichenden Grünfläche, von den Gruppenräumen abtrennbare Bereiche wichtig, damit die Kinder nicht permanent in großen Gruppen zusammen sein müssten.³⁰ In den Kindergärten und Kindertagesstätten, die in diesem Buch behandelt werden, finden sich solche Bereiche jedoch kaum. Solche Anregungen liegen aber der Gestaltung des

evangelischen Kindergartens in Göggingen zugrunde, den Hans Schrammel in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entwarf. Die einzelnen Gruppenräume sind in dem Gebäude nebeneinander angeordnet und werden in der Außenansicht als separate Einheiten erkennbar. Jedes dieser »Module« besteht aus einem großen, lichten Gruppenraum und einem angegliederten Intensivraum, der den großflächig verglasten Erker einnimmt. Da die Erschließung durch einen Gang im Norden erfolgt, wären diese standardisierten »Gruppenmodule« – bei steigendem Bedarf – theoretisch nahezu unbegrenzt erweiterbar.

Unbegrenzte Platzreserven werden angesichts der demographischen Entwicklung aber wohl nicht benötigt werden.³¹

Jedoch herrscht nach wie vor ein Bedarf an Neubauten, v. a. in Hinblick auf einen zu erwartenden Zuzug von Familien in Neubaugebiete bzw. in zu Wohngebieten umgewidmete Militär-, Industrie- und Gewerbeflächen.³² In Augsburg wurde durch den Umzug einer Brauerei ein großes Areal in Zentrumslage frei, auf dem nun Wohngebäude entstehen sollen. In unmittelbarer Nachbarschaft zu diesem Neubauvorhaben entstand Ende der 90er Jahre der Neubau eines katholischen Kindergartens für die Pfarrei St. Ulrich und Afra. Der Neubau auf begrenztem Raum, schräg gegenüber der Basilika St. Ulrich und Afra, sollte nicht nur einen Kindergarten, sondern auch einen Hort und Räume für die Gemeinde bieten. Eine Lösung zwischen dem nutzungs-gemäßen Platzbedarf und den Anforderungen des innerstädtischen Umfeldes wurde gefunden, indem ein zweigeschossiges Gebäude entstand, dessen hohes, zweigeschossiges Satteldach gestalterisch an die historische Bebauung der Altstadt anknüpft. Durch amphitheatralische Terrassierung des Geländes nach Norden konnten im Untergeschoss Mehrzweck- und Ruheräume untergebracht werden, die ausreichend Tageslicht erhalten. Im Erdgeschoss befinden sich ein größerer Mehrzweckraum, ein Speisezimmer und eine Küche, ein Werkraum sowie Aufenthalts- und Wartezimmer. Im ersten Obergeschoss wurden die Gruppen- und Intensivräume des Kindergartens untergebracht; die darauf folgende Etage, das erste Dachgeschoss, beherbergt die Horträumlichkeiten; der Dachspitz dient als Lagerraum. (Abb. 9)

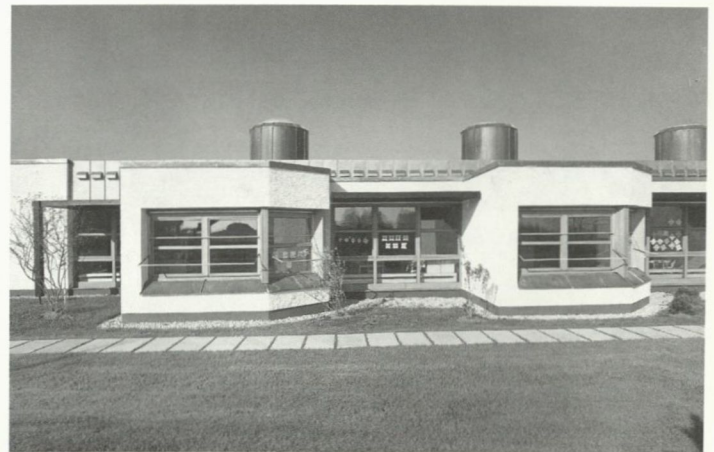


Abb. 8
Ev. Kindergarten, Göggingen,
Südansicht
Foto um 1970



Abb. 9
Kath. Kindergarten St. Ulrich
und Afra, Augsburg,
Südansicht
Foto 2006



Abb. 10
Pfarramt St. Ulrich und Afra,
Augsburg,
Süd- und Ostansicht
Foto 2006

Zur bemalten Fassade siehe
auch Kapitel 7.

An der Straßenseite tritt die Fassade an der Ostecke, dem Zugangsbereich, zurück. Gerundete und polygonale Fensterflächen schaffen eine optische Verbindung zwischen Innen- und Außenraum und leiten zur Eingangstür. Eine wuchtige Säule, deren Basis eine Natursteinverkleidung aufweist, während Schaft und Kapitell mit Holz ummantelt sind, akzentuiert die Eingangssituation zusätzlich. Im Erdgeschoss und in der ersten Etage gliedern korrespondierende Fensteröffnungen die Fassade; die vertikalen und horizontalen Metallstreben der »Markisoletten« dienen hierbei nicht nur der Anbringung von Verschattungseinrichtungen, sondern sind zugleich plastische Rahmung der Fenster, verleihen der Fassade ein »technoides« Relief. Ein Zwerchgiebel bildet den Ostabschluss des zweizonigen Daches, wogegen das Dach im Westen, nach einem kurzen Gefälle, von einer zweigeschossigen Wandfläche verdeckt wird, die auf der rechten Seite diagonal abfällt.

2005 wurde die weitgehend geschlossene Ostfassade des benachbarten Pfarrheims, die aus der Straßenflucht hervorragt und in Richtung Ulrichsplatz weist, durch eine künstlerische Gestaltung aufgewertet. Stefan Schrammel entwarf ein Fresko, auf dem sich lineare, kammartige Ornamente mit figürlichen Zitaten der Kunstwerke der Basilika St. Ulrich und Afra sowie mit Comic-Motiven verbinden. Eine Fassadengestaltung also, die das – im wahrsten Sinne des Wortes – farblose Umfeld bereichert und die darüber hinaus auf die Funktionen der Bebauung verweist. (Abb. 10)

Krankenhäuser

Für den Baufortschritt bedeutete es nur eine kurze Verzögerung, für das ganze Projekt kann die Entdeckung von Resten einer römischen Hafenanlage bei den Aushubarbeiten für die Tiefgarage des Vincentinums als symbolhaft gesehen werden. War doch der Ordensgründer der »Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul«, der heilige Vinzenz von Paul, 1619 zum Oberpfarrer der Galeeren ernannt worden und wird zum Teil in dieser Tätigkeit dargestellt.³³

Am 8.2.1892 wurde in Augsburg das Sankt-Vinzenz-Hospital als »Heim für Pensionäre«, genauer gesagt als »Ver-

pfligungsanstalt für alleinstehende ... beiderlei Geschlechts«, eröffnet. Die Trägerschaft des Heimes lag bei der gerade erwähnten Kongregation, die in unmittelbarer Nähe, neben der Pfarrkirche St. Max, ihr Augsburger Mutterhaus hatte. Diese Gemeinschaft widmet sich, dem Vorbild ihres Ordensgründers und der heiligen *Louise von Marillac* verpflichtet, besonders dem karitativen Wirken.

Bereits 12 Jahre nach der Eröffnung des Heims erfolgte die Einweihung einer Krankenpflegeeinrichtung mit 50 Betten, der »Privatheilanstalt Vincentinum«. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Krankenhaus, das durch Um- und Anbauten bis zum Jahr 1934 auf 190 Betten angewachsen war, von Bombeneinschlägen schwer beschädigt. Nach der Instandsetzung, die 1947 abgeschlossen war, markierte die Errichtung eines Neubaus in den siebziger Jahren einen weiteren wichtigen Schritt in der Expansion des Krankenhauses.

Um den Patienten weiterhin optimale Pflegemöglichkeiten bieten zu können und um einen Krankenhausbetrieb nach aktuellen Gesichtspunkten zu ermöglichen, begannen Ende der 1980er Jahre die Planungen, den ältesten Gebäudetrakt des Krankenhauses durch einen Neubau zu ersetzen. Aufgrund der benötigten staatlichen Zuschüsse konnte der Baubeginn erst 1997 erfolgen. Im Herbst 1995 wurde ein zweistöckiges Interimsgebäude aus Containern errichtet und anschließend erfolgte der Abbruch des ältesten Gebäudeteils. Im Sommer 1999 war der Neubau mit 130 Betten und einer Hauptnutzfläche von 4.050 m² fertiggestellt, die Einweihung erfolgte am 30. Juni. (Abb. 11, 13)

Das viergeschossige Gebäude, dessen oberstes Geschoss deutlich zurückversetzt ist, dominiert die Straßenansicht des Klinikkomplexes. Der Neubau birgt Büro- und Service-räume, Räume für seelsorgerische und psychologische Betreuung, eine zweigeschossige Kapelle und, gestalterisch sowie funktional durch einen verglasten »Treppenriegel« separiert, einen eigenen Trakt mit Zimmern für das Pflegepersonal. (Abb. 12)

Form und Gestaltung des Neubaus überraschen im Kontext der städtischen Wohnbebauung. Der segmentbogenförmige Grundriss, der dem Straßenverlauf folgt, erlaubt eine optimale Verknüpfung mit dem Bestandsgebäude aus den 70er Jahren durch eine zentrale Ost-West-Erschließungs-

achse. Diese führt vom Haupteingang, über einen Verbindungstrakt, der auch Einrichtungen des vertikalen Verkehrs birgt, in den Altbau; weitere Verbindungsgänge »docken« am anderen Ende des Neubaus an das Bestandsgebäude »an«. Der Begriff »andocken« scheint hier angebracht, da die leichte Stahlkonstruktion mit Aluminium- und Glasverkleidung an Gangways von Flughafen- und Schiffsterminals erinnert. Die Haupterschließung des vertikalen Verkehrs, mit Betten- und Patientenaufzügen sowie einem weiteren Treppenhaus, erfolgt über einen Treppenturm, der als weitgehend eigenständiger Baukörper aus der Hoffassade des Neubaus hervortritt. Der Turm ist mit einer Klinkerverkleidung versehen. Nicht zuletzt aufgrund des dominierenden Rottones weckt der Treppenturm Assoziationen zu Italien, zum Campanile auf dem Markusplatz in Venedig; eine Reminiszenz, die in der Gestaltung der Hauptfassade noch wesentlich ausgeprägter ist. (Abb. 15)

An der Straßenfront konnten durch Terrassierung die Fassadenabschnitte des Unter- und Erdgeschosses gestalterisch miteinander verbunden werden. Blaue Stahlstützen gliedern diesen Bereich in der Vertikalen. Dazwischen befinden sich die hellen, graublauen Wandsegmente, die mit metallischen Horizontalbändern abwechseln. An den beiden folgenden Geschossen wechseln sich Fensterbänder und durchgängig geschlossene Fassadenbereiche mit einer Verkleidung aus großen Klinkerplatten ab. Die Steinverkleidung ist mit Rautenornamenten und Gittertexturen versehen, die in der Achse des Hauptportals in einem polychromen, mehrfach gefüllten Muster kulminieren; ein Gestaltungsmittel, das, neben der optischen Betonung des Zugangs, die Horizontaler Streckung des Gebäudes hervorhebt. Im Bereich der Fensterbänder sind die Rundpfeiler als rhythmisierendes Element »freigelegt«. Rücksprünge, die Loggien freigeben, verleihen der Front eine zusätzliche Plastizität. Das oberste Geschoss ist weit zurückversetzt und großflächig verglast. Blickpunkt ist hier ein quaderförmiges Bauteil, dessen vordere Schmalseite sich halbtönenartig vorwölbt und die ansonsten durchgehende Fassade unterbricht. Durch seine Form und Positionierung weckt es Assoziationen mit den Schornsteinen klassischer Ozeanliner. Zusammenfassend betrachtet ist die Fassade also nicht bloße Begrenzung des



Abb. 11
Klinik Vincentinum, Augsburg,
Vorgängerbau vor dem Abbruch 1996,
Foto um 1990

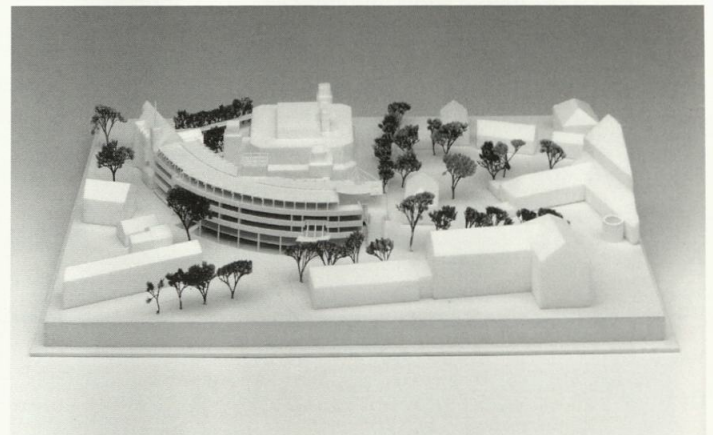


Abb. 12
Klinik Vincentinum, Augsburg,
Modell der Gesamtanlage

Abb. 13
Klinik Vincentinum, Augsburg,
Einweihung mit Schlüssel-
übergabe am 30. Juni 1998,
v. l. n. r.: Stefan Schrammel,
Weihbischof Josef Grünwald,
Generaloberin Sr. M. Luithildis
Loidl, Hans Schrammel



Innenraums, vielmehr dient sie der Akzentuierung des Baukörpers, der Gestaltung des Straßenraumes, und eröffnet darüber hinaus ein reiches Spektrum kunsthistorischer Bezüge. So sind auch in den beiden Entwurfsvarianten, die den Entscheidungsträgern im Vorfeld vorgelegt wurden, Beispiele polychromer Steinfassaden angeführt, die einen Zeitraum von 1200 Jahren umfassen.

Die berühmten Beispiele beginnen mit der sog. »Königs-« oder »Torhalle« des Kloster Lorsch – ein zweistöckiges Gebäude, das wohl auf das 8. Jahrhundert zu datieren ist³⁴ –, dessen Fassade durch die Abfolge roter und weißer Sandsteine im Schachbrettmuster, im Rautenmuster, und durch den Wechsel achteckiger roter und kleiner, dreieckiger weißer Steine gestaltet wurde. Natürlich darf in diesem Kontext auch die Fassade des Dogenpalasts in Venedig nicht fehlen, deren große Oberflächen von rautenförmigen Ornamenten, einem textilen Behang, einem orientalischen Teppich oder Kelim gleich, überzogen werden. Aber auch in anderen europäischen Kulturzentren des Hoch- und Spätmittelalters, wie im Burgund, erfreuten sich polychrome, ornamentale Dekorationen aus (Brand-)Steinen großer Beliebtheit.³⁵

Im Vincentinum findet sich das Farbschema der Fassade, in Variationen, auch im Innenraum wieder – etwa im Braun-Orange der aufwändigen Terrazzoböden, die zudem einen weiteren Bezug zu Venedig darstellen, wo solche Böden, bzw. entsprechende Spezialisten, bereits für das 15. Jahrhundert nachweisbar sind.³⁶ Auch die übrige Ausstattung, von den Nasszellen bis hin zu den Vorhangstoffen, ist in das Farbkonzept einbezogen. (Abb. 16)

Hinter dem Klinikneubau wurde ein separates, eingeschossiges Gebäude errichtet, in dem die Räume der KVB-Notfallpraxis untergebracht sind. An der Straße, im Nordwesten der Klinik, wurde, nach Abriss des Personalwohnheims »St. Louise«, ein dreistöckiges Haus mit 5 Arztpraxen errichtet. Der kubische Bau bildet durch das zurückversetzte Obergeschoss und durch die Fassadengestaltung ein stimmiges Ensemble mit dem Klinikgebäude: Weitgehend monochrome Klinkerbänder, die jeweils ein Streifenornament als oberen Abschluss aufweisen und mit weiß gestrichenen Bänder abwechseln, welche die Fenster der Etagen gestal-

terisch zusammenschließen, sind eine reduzierte Variation auf das Thema der Klinikfassade.

Die Gebäude belegen, dass es trotz umfassender staatlicher Vorgaben möglich ist, ansprechende und individuelle Gestaltungslösungen zu finden, die eine angenehme Atmosphäre für Patienten und Mitarbeiter schaffen und darüber hinaus eine Bereicherung für den Stadtraum sind.

Senioren- und Pflegeheime

Welche Bedürfnisse haben Senioren an altersgerechten Wohnformen? Eine Frage, die in Hinblick auf die zu erwartende demografische Entwicklung immer dringlicher wird. An erster Stelle stehen auch hier meist praktische Aspekte, normierte Größen und Mindeststandards, die in Verordnungen und Richtlinien genau geregelt sind. In Bayern sollte in den 1980er Jahren ein Pflegeplatz für zwei Personen aus einem Wohnschlafzimmer mit Vorraum und angegliederter Nasszelle bestehen, wobei sich zwei Zimmer auch einen Vor- und Sanitärraum teilen können; die Größe sollte ungefähr 18 m² betragen. Aufenthaltsräume, Baderäume, Neben- und Serviceräume sowie Personalräume mit eingerechnet, sollten anteilig auf einen Pflegeplatz für zwei Personen auf insgesamt maximal 63 m² Gebäudefläche entfallen.³⁷ Auch in der Fachliteratur werden zuvorderst funktionale und infrastrukturelle Anforderungen genannt.³⁸

Befragt man hingegen Senioren nach ihren Vorstellungen,³⁹ so hätten diese gerne mehr Raum zur Verfügung: Auch Alleinstehende möchten in Zweizimmerwohnungen leben. Glücklicherweise ist das Angebot an seniorengerechten Wohnungen und Heimen heute so groß und diversifiziert, dass diese Möglichkeit meist gegeben ist. Dies war aber selbstverständlich nicht immer so: Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden die frühesten Altenheime im modernen Sinne; der rasante Aus- und Aufbau von Seniorenheimen und altersgerechten Wohnanlagen begann sogar erst in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.⁴⁰

Zuvor hatten pflegebedürftige Senioren, die nicht von ihren Angehörigen betreut wurden, über Jahrhunderte hinweg oft bestenfalls die Möglichkeit, in karitativen Einrichtungen



Abb. 14
Klinik Vincentinum, Augsburg,
 Neubau Bettenhaus,
 Südwestansicht,
 Foto 2000



Abb. 16
Klinik Vincentinum, Augsburg,
 Blick in die Eingangshalle mit
 »St. Vinzenz-Wand«,
 Foto 2000

Abb. 15
Klinik Vincentinum, Augsburg,
 Innenhof, Treppenturm,
 Foto 2000

aufgenommen zu werden: Schon bald nach der Etablierung des Christentums wurde der neutestamentarische Auftrag der »Caritas« und der christlichen »Liebeswerke« in Form der »Xenodochien« institutionalisiert.⁴¹ In vielen Bischofssitzen entstanden in der Spätantike diese Einrichtungen, die alle Arten Hilfsbedürftiger aufnahmen und versorgten.⁴² Während die Xenodochien im byzantinischen Reich noch im 12. Jahrhundert existierten,⁴³ wurden im Westen die Klöster zu Trägern der Fürsorgeeinrichtungen. In zunehmendem Maße etablierten sich jedoch auch in den Städten Spitäler, die oft von frommen Laien geführt wurden – eine Entwicklung, für die das Heilig-Geist-Spital in Augsburg als exemplarisch gelten kann (siehe Kapitel 3). Solche Einrichtungen nahmen im Hochmittelalter vermehrt ältere, hilfsbedürftige Bürger auf, die sich ihren Platz als »Pfründner« entweder erkaufen mussten oder aus Barmherzigkeit unentgeltlich aufgenommen wurden.⁴⁴

Die Versorgung bedürftiger, sozial schwacher Menschen mit adäquatem Wohnraum, der ein selbständiges, menschenwürdiges Leben ermöglicht, kann in Augsburg auf ein berühmtes Beispiel aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verweisen: die so genannte »Fuggerei«. Die ursprünglich 53 traufständigen Häuser mit 106 Wohnungen sind auf mehrere Gassen verteilt. Das Zentrum der nach außen durch Mauern und Tore abgeschotteten Anlage bildet, im Schnittpunkt der beiden Hauptachsen, ein kleiner Platz mit Brunnen. Separate Zugänge erschließen die Wohnungen von außen, wobei jeder Wohnung in der oberen Etage ein eigenes, steiles Treppenhaus zugeordnet ist. Hinter den Häusern liegen zumeist kleine Gärtchen. 1523, als die von Jakob Fugger gestiftete Sozialsiedlung weitgehend fertig gestellt war, stellte sie eine europaweite Novität dar. Zuvor hatten in einigen Städten lediglich für die Mitglieder von Zünften, Gilden oder anderen »Interessensgemeinschaften« und deren Angehörigen ähnliche Sozialeinrichtungen existiert.⁴⁵ Der polyglotte Handelsherr Jakob Fugger kannte solche Beispiele natürlich und orientierte sich unter anderem in den Stiftungs- und Mietmodalitäten an solchen Einrichtungen.⁴⁶ Vor allem aber typologisch verweist die Fuggerei auf Vorbilder sozialen Bauens der venezianischen *Scuole*: mehrstöckige, nach außen oft abgeschlossene

Reihenhauszeilen mit Etagenwohnungen, die jeweils über separate Zugänge und Treppenhäuser erreichbar sind.⁴⁷ Durch die Anpassung an lokale Architekturtraditionen und unter optimaler Ausnutzung des schwierig geschnittenen Grundstücks entstand in Augsburg eine bis heute wegweisende Sozialsiedlung.

Kann das Modell einer nordalpinen, frühneuzeitlichen »Idealstadt sozialen Wohnungsbaus en miniature« aber für die heutigen Anforderungen tatsächlich noch als Vorbild dienen? Die Seniorenwohnanlage »Sohnle« von Hans Schrammel belegt, dass dies – mit den entsprechenden Modifikationen – tatsächlich zu sehr gelungenen Ergebnissen führen kann. (Abb. 19–23)

Zurückversetzt von der Straße, umgeben von Grün, präsentiert sich die Seniorenwohnanlage »Sohnle« nach außen als weitgehend geschlossenes Gebäudegeviert. Im Norden überragt das Gebäude der Pflegestation mit integriertem Therapiebereich und Gemeinschaftsräumen die restlichen Gebäude leicht. Eine keramische Wandgestaltung (Entwurf: Eva Nowak; Fertigung: Keramikbetrieb Pittroff, Neusäß) bereichert die Eingangshalle des »Hauptgebäudes«, an das sich auch der so genannte »Clubbereich« in einem nach Süden vorkragenden Trakt anschließt; nach Süden sind auch einige der Pflegezimmer orientiert, die sich hier auf laubengangartig ausgeprägte Freisitze öffnen. Im Westen grenzt ein Wohntrakt an das Gebäude, wobei dieser durch ein separates Satteldach und durch seine geringere Tiefe baulich deutlich vom Pflgetrakt differenziert wird. Ein hoher Kamin markiert von allen Seiten den Zugang zum »Haupthaus« mit Pflege- und Gemeinschaftseinrichtungen als kommunikatives und funktionales Zentrum der Anlage. Südlich von diesem Hauptgebäude breitet sich die U-förmige Siedlung zweigeschossiger, traufständiger Häuser mit gestaffelten Fassaden aus. Innerhalb des äußeren Gebäudekranzes befindet sich ein weiteres, um 90° nach Westen gedrehtes U. In dem so entstandenen Freiraum wurde ein »Dorfplatz« mit Bäumen, einem Wasserbecken, Sitzmöglichkeiten sowie einem Gartenschachspiel angelegt.

Jedes der Häuser verfügt über zwei Wohnungen pro Etage. Die typisierten Zweizimmerwohnungen besitzen eine Größe von 48–58 m² Wohnfläche. Jede der Wohnungen verfügt

über eine eigene Terrasse oder Loggia. Der Zugang zu den einzelnen Häusern erfolgt teilweise von außen, teilweise von den inneren Erschließungswegen der Anlage.

Das äußere Erscheinungsbild der Anlage dominiert von Westen und von Osten gesehen die Pflegestation durch ihre hohe Dachzone, wogegen sich die »Reihenhäuser« nach außen als weitgehend geschlossene Gebäudezeilen präsentieren. Der bereits erwähnte hohe Kamin setzt gegenüber diesen die Horizontale betonenden Häuserzeilen einen vertikalen baulichen Akzent und markiert zugleich den Zugang zur Pflegestation und dem »Clubraum«.

Insgesamt gesehen knüpft die Altenwohnanlage »Sohnle« mit ihrem geschlossenen Erscheinungsbild, den traufständigen »Typenhäusern«, in denen jeweils mehrere Wohnungen untergebracht sind, und einer Platzsituation als Zentrum der Anlage an die Tradition der Fuggerei an. Freilich sind die Wohnungen an den Anforderungen modernen Wohnens orientiert, bietet die Pflegestation die zur Erbauungszeit üblichen Therapie- und Pflegeeinrichtungen.

Den stetig steigenden Bedarf an Pflegeplätzen dokumentiert die Erweiterung der Pflegestation in den 1990er Jahren. Im Nordwesten des bestehenden Pfegetrakts wurde ein lang gestreckter, zweigeschossiger Baukörper errichtet, der Pflegeplätze in Doppel- und Einzelzimmern (20 bzw. 16,5 m²) mit angegliederten Badezimmern bietet. Während die Patientenzimmer mit Freisitzen nach Süden orientiert sind, liegen die Funktionsräume auch hier im Norden des Gebäudes. In der Mitte des Baues und am Übergang zur bestehenden Pflegestation stehen den Bewohnern auf jeder Etage Aufenthaltsbereiche zur Verfügung.

Altenheim Stadtbergen »Schlöble«

Handelte es sich bei dem gerade beschriebenen Objekt um einen reinen Neubau in Stadtrandlage, so lagen der Umwandlung des »Schlöble« in Stadtbergen bei Augsburg in ein Seniorenheim ganz andere planerische Voraussetzungen zugrunde. Das 1586 durch den Baumeister Hans Holl errichtete Gebäude diente über Jahrhunderte als repräsentativer Wohnsitz adliger Familien, bis es, zusammen mit dem Nebengebäude, 1926 von der evangelischen Inne-

ren Mission erworben und zu einem Obdachlosenasyll umgewandelt wurde.⁴⁸ Nach wechselnden Nutzungen, u. a. als Landschulheim, und dem Abriss und Neubau des Nebengebäudes 1950 dienten die Bauten zuletzt als Unterkunft für ausländische Studierende. Nach der Jugend sollten dann 1971 Senioren in dem umgebauten und um einen modernen Trakt erweiterten Gebäude residieren. Daher wurde im Norden des Areals, nach den Entwürfen von Hans Schrammel, ein dreigeschossiger Neubau als Terrassenanlage errichtet. Die Zimmer der hier untergebrachten Heimbewohner sind nach Süden orientiert und öffnen sich auf großzügige Freisitze. Dank der terrassenartigen Anordnung erhalten die Zimmer und Balkons aller Etagen genügend Licht. In den beiden Bestandsbauten, die sich L-förmig im Westen anschließen, sind weitere Bewohnerzimmer, Gemeinschaftsräume sowie Wohnräume für das Personal untergebracht. Zur Gartenseite präsentiert sich der Neubau durch die begrünbaren Terrassen als visuelle Fortsetzung des Gartens am Haus, scheint die natürliche Geländemodellierung architektonisch fortzusetzen. Durch den weißen Verputz und die Verwendung traditioneller Dachpfannen, die sogar die Trennmauern der Freisitze bedecken, nimmt der Neubau auf die historische Bebauung Bezug, wogegen die schräg vorkragenden Balkonbrüstungen aus Sichtbeton einen modernen Akzent setzen. (Abb. 17/18)

Mussten hier die historische Bebauung und die beschränkte Grundstücksfläche berücksichtigt werden, so konnte die Planung des Altenzentrum »St. Hedwig« mit Pflegeheim, Seniorenwohnungen und »Alten-Service-Center« für den Caritasverein Illertissen in einem Neubaugebiet ohne diese Beschränkungen erfolgen. (Abb. siehe Katalog)

Der kürzere Flügel des viergeschossigen, L-förmigen Gebäudes birgt Zweizimmerwohnungen für Senioren; im anderen Trakt sind die Sozialstation, die Wohnung des Hausmeisters sowie das Pflegeheim untergebracht. Im Schnittpunkt der beiden Gebäudeteile befindet sich die zentrale Treppenhalle, an die sich seitlich, zur Straße hin, ein niedrigerer Anbau mit Pultdach anschließt. Ein markantes Element der mit roten Ziegeln gedeckten Dachlandschaft ist ein Abschnitt, der dreieckförmig von der Dachzone des



Abb. 17
Seniorenheim »Schlößle«, Stadtbergen,
Südansicht, Blick in den Garten,
Foto 1972

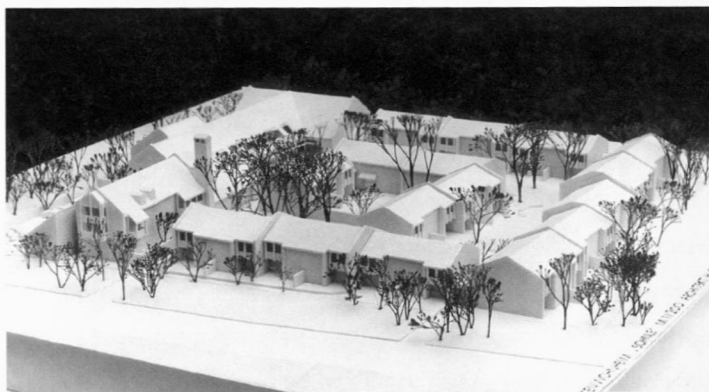


Abb. 19
Altenwohnanlage »Sohnle«, Augsburg,
Modellfoto 1975



Abb. 18
Seniorenheim »Schlößle«, Stadtbergen,
die sanierten Altbauten,
Gartenansicht, rechts
anschließend der Neubau,
Foto 1972



Abb. 20
Altenwohnanlage »Sohnle«, Augsburg,
Hebauffeier,
Foto 1975

Pflegeheims nach Süden hin abfällt, um auf einer Stahlstütze zu enden. Die Dachzonen beider Gebäudeteile leiten den Besucher optisch zum Haupteingang, den er auf einem breiten, gepflasterten Weg, der von Pflanzungen gesäumt wird, erreicht. Ein stählerner Pavillon hebt den Zugang optisch zusätzlich hervor. An der dahinter liegenden Fassade ist die Wand an drei Geschossen zu einem differenzierten Gittersystem aus weiß verputzten Wandstegen und Sprossenfenstern aufgelöst. Im vierten, dem Dachgeschoss, dominiert hingegen die weiße Wand; sie ist hier lediglich durch ein halbkreisförmiges Fenster geöffnet, das gestalterisch die Mittelachse akzentuiert. Ein Glockentürmchen verweist auf die Lage der Kapelle. Das Rot der Ziegeldächer setzt einen starken Kontrast zum dominierenden Weiß der Fassade.

Das Spiel von Farbe, Licht und Schatten, das die Straßenfronten belebt, findet in der Eingangshalle eine Fortsetzung in den weißen Wandflächen und roten Bodenfliesen sowie in den teils geschlossenen, teils geöffneten, horizontalen, vertikalen und diagonalen Flächen.

Zur Gartenseite treten filigrane, weiß gestrichene Balkonkonstruktionen im Nordtrakt in regelmäßigem Abstand gegenüber der Fassade hervor. Da die Fassade an den dazwischen liegenden Abschnitten beinahe geschosshoch durchfenstert ist, ist die Wand fast völlig zu einem System rhythmisch vor- und zurückspringender Gitterformen aufgelöst. Gittertexturen, differenzierte Plastizität und der Kontrast von rot und weiß, Licht und Schatten – dies sind die gestalterischen Grundkonstanten des Gebäudekomplexes. Funktional überzeugen vor allem die zentrale Erschließung und die Aufteilung des Bauvolumens entsprechend der Nutzung, die dadurch auch von außen kenntlich wird.

Um die Jahrtausendwende entstand in Innenstadtlage Augsburgs ein Gebäudeensemble mit Seniorenwohnungen und einem Pflegeheim. Auf dem Areal, das südlich der Basilika St. Ulrich und Afra und nördlich der Eserwallstraße – die in etwa dem früheren Verlauf der Stadtmauer folgt – liegt, befand sich bis in die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts ein Autohaus. Auf der gegenüberliegenden Seite der mehrspurigen Straße wurden in den fünfziger

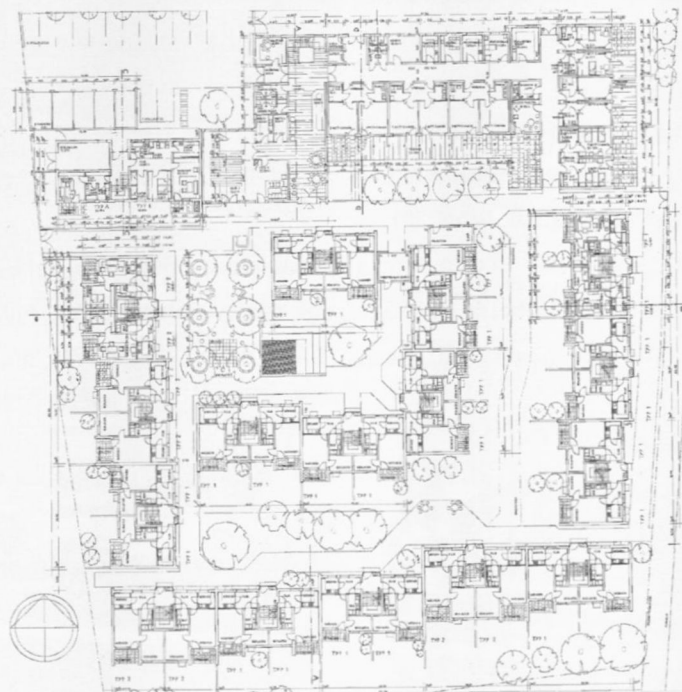


Abb. 21
Altenwohnanlage »Sohnle«, Augsburg,
Hauptgebäude, Südsansicht
Foto 1977



Abb. 22
Altenwohnanlage »Sohnle«, Augsburg,
Südfassade, 31,5 x 118,5 cm, 1975
Archiv ABS Nr. 0283/75

Abb. 23
Altenwohnanlage »Sohnle«, Augsburg,
Grundriss Erdgeschoss, 125,5 x 105 cm, 1975
Archiv ABS Nr. 0283/75



und sechziger Jahren sechs- bis achtgeschossige, kubische Geschosswohnbauten errichtet. Auch an der Einmündung in die Konrad-Adenauer-Allee wurde ein solches Gebäude errichtet. Die westliche Seite des Kitzenmarkts, der von der Eserwallstraße Richtung Norden, zur Maximilianstraße führt, wurde in den 80er und 90er Jahren mit drei- bis viergeschossigen, giebelständigen Häusern neu bebaut. (Abb. 24)

Zunächst entstand Ende der neunziger Jahre ein Bürokomplex⁴⁹ parallel zur Eserwallstraße. Auf dem verbleibenden Areal, das sich zwischen dem Kitzenmarkt im Westen, dem Kappelberg im Norden und dem Baumgärtleingässchen im Osten erstreckt, wurde Ende der 90er Jahre ein Wohnheim für Frauen und Studentinnen der Marienheimstiftung errichtet. 34 Einzel-, 8 Doppelzimmer und 4 behindertengerechte Appartements sowie Tiefgaragenstellplätze stehen hier zur Verfügung. An den unteren Stockwerken rhythmisieren drei paarweise zusammengruppierte, ockerfarbene Flacherker in der Horizontalen. Die Wandflächen zwischen den Erkern werden durch den Wechsel weißer und ockerfarbener Rauten belebt. Das verbleibende Drittel der Fassade ist in einem Beige-Grau gehalten, wodurch das Bauvolumen zusätzlich differenziert, und optisch gegliedert wird. Das oberste Geschoss ist durch eine korallenrote Verkleidung farblich abgesetzt, wodurch dieser Bereich aus der Ferne als Teil des Daches wahrgenommen und dem Gebäude auf diese Weise ein Teil seines Volumens genommen wird. An der rückwärtigen, der Westfassade verleihen vorgesetzte Balkons der beigegrauen Fassade Plastizität; ein leicht hervortretender, ockerfarbener Risalit gliedert die Front zusätzlich. (Abb. 25)

Zu Beginn des neuen Jahrtausends wurde dann das restliche Areal bebaut; alle Gebäude sind viergeschossig mit flach geneigtem Pult- oder Satteldach konzipiert; die

Stirnseiten der Gebäude sind meist durch fünfgeschossige Wandflächen geschlossen; auf der Höhe des Daches ist die Wand oft durch Fenster motive geöffnet, die Durchblicke erlauben. Architektonisch wurde durch wiederkehrende Gestaltungsweisen und ein übergreifendes Farbkonzept Einheitlichkeit innerhalb der insgesamt 45.500 m³ umbauten Raumes erzielt. Einheitlichkeit ist aber nicht gleichzusetzen mit Uniformität, wie Variationen innerhalb der Farbschemata, leicht gegeneinander versetzte Volumina, hervortretende Risalite oder Öffnungen durch Glasfassaden belegen. Besondere Bedeutung kommt hierbei dem differenzierten Farbkonzept zu: Ein fein abgestuftes Kolorit, kräftige Kontraste, geometrische Muster sowie ein großformatiges, semiabstraktes Blütenornament akzentuieren die Gebäude. In dieser städtebaulich wichtigen Lage, in Nachbarschaft des »Ulrichsviertels« aus den 80er Jahren, des Gebäudekomplexes »Haus St. Ulrich« und der Bebauung der Eserwallstraße, entstand ein neues Stadtquartier für das Wohnen im Alter, das architektonisch deutlich ein geschlossenes Ensemble bildet, gestalterisch – bei größtmöglicher Raumausnutzung – aber auch der Umgebung Reverenz erweist. So reduziert, im Nordwesten des Ensembles, ein Dekor aus grünen Streifen am Obergeschoss die Höhe des Gebäudes und variiert farblich die Dachzone des »Haus St. Ulrich«; am Gebäude der Marienheimstiftung läßt eine rote Verkleidung das oberste Geschoss mansarddachartig erscheinen. (Abb. 26, 27)

Behördliche Auflagen, ökonomische Beschränkungen, funktionale Erfordernisse, ästhetische Fragen und die Berücksichtigung des architektonischen Kontexts – Bauten für den sozialen Bereich stellen zweifellos eine Herausforderung dar. Wie überzeugend die Lösungen aussehen können, haben die gerade behandelten Bauten gezeigt.

Abb. 24
Barmer Ersatzkasse, Augsburg,
 Blick vom Theodor-Heuss-Platz,
 Süd- und Westansicht
 Foto 2005



Abb. 25
Wohnheim der Marienheimstiftung,
 Augsburg,
 Kitzenmarkt, Westansicht
 Foto 2005



Abb. 26
Altenzentrum St. Verena,
 Augsburg,
 Gemeinschaftstrakt
 Foto 2005



Abb. 27
Altenzentrum St. Verena,
 Augsburg,
 Wohntrakt, Südansicht
 Foto 2005

1 siehe einführend hierzu u. a.: James, Paul; Noakes, Tony, *Hospital Architecture*, Harlow 1994, S.1-23; für einen kurzen Überblick über Studien der psychischen Auswirkungen der architektonischen Umgebung auf den Genesungsprozess siehe: Gesler, Wilbert, *Healing Places*, Lanham (Maryland) 2004, S. 11f.

2 Für einen kurzen Überblick der Entwicklung der staatlichen Vorgaben in Bayern siehe: Menz, Uwe, *Bestimmungen zum Schulbau. Geschichtlicher Abriss*, in: Bayerisches Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst (Hrsg.), *Schulbau in Bayern. Beispiele für Schulbauten von 1978 bis 1995. Hinweise für Schulbau und Ausstattung ab 1995*, Donauwörth 1996, S. 8-9

3 Richtlinien für Kindertagesstätten des Bayerischen Staatsministeriums des Inneren und für Unterricht und Kultus vom Juni 1966; siehe: Friedemann, Wild, *Bauten für Kinder. Kinderkrippen. Kindergärten. Vorschulen* (Peters, Pauthans (Hrsg.), *Entwurf und Planung Bd. 8*), München 1971, S. 8

4 siehe hierzu: ebenda, S. 122ff.

5 siehe hierzu: ebenda, S. 7f.; Eine Anzahl prototypischerer Entwürfe enthält auch: Vollbehr, Heinrich, *Kindergärten*, München 1966

6 Für fundierte, knapp gehaltene Ausführungen zu den Begriffen siehe die entsprechenden Bände von: Turner, Jane (Hrsg.), *Dictionary of Art*, N.Y. 1996

7 siehe hierzu: Windemuth, Marie-Louise, *Das Hospital als Träger der Armenfürsorge im Mittelalter* [Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte; Beihefte, Heft 36], Stuttgart 1995, S. 30; sowie: Kähler, Gert, »... dass der Mensch was lernen muss.« *Staat, Schule, Schulhaus – ein historischer Rückblick*, in: Wüstenrot Stiftung (Hrsg.), *Schulen in Deutschland. Neubau und Revitalisierung*, Stuttgart; Zürich 2004, S. 12-35, S. 15

8 Vetterlein, Ernst, *Die Baukunst des Schulhauses. Das Schulhaus* (Bd. 1), Leipzig 1909, S. 17

9 siehe hierzu: Augustin, Frank (Hrsg.), *Mythos Bauakademie. Die Schinkelsche Bauakademie und ihre Bedeutung für die Mitte Berlins*, Berlin 1997; siehe auch den gleichnamigen Ausstellungskatalog, Berlin 1998; sowie: Klinkott, Manfred, *Die Backsteinbaukunst der Berliner Schule. Von K. F. Schinkel bis zum Ausgang des Jahrhunderts* (Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz (Hrsg.), *Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin; Beiheft 15*), Berlin 1988, S. 52ff.

10 Hermann Blankenstein z. B. war ein Architekt der Schinkel-Nachfolge, der etliche Schulgebäude entwarf. Siehe hierzu: Klinkott, *Backsteinbaukunst*, S. 378ff.

11 siehe hierzu: Kähler, Gert, »...dass der Mensch was lernen muss.«, S. 22f.; hier finden sich auch Fotografien und Grundrisse solcher Schulen.

12 Für die folgenden Ausführungen siehe: Vetterlein, *Die Baukunst des Schulhauses*, S. 62, S. 58, S. 55, S. 30

13 Kreidt, Hermann; u. a., *Schulbau. Bd. 1: Sekundarstufe I und II* (Entwurf

und Planung), München 1974. Dieser Band enthält, neben einem kritischen Überblick der pädagogischen, ökonomischen und politischen Hintergründe der Entwicklung des Schulsystems und der Schulbauten in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg, zahlreiche Beispiele deutscher und internationaler Schulbauten und zudem Angaben weiterführender Literatur.

14 ebenda, S. 8

15 siehe hierzu: Lederer, Arno; Pieper, Astrid; Kötz, Roland, *Schulen in Deutschland – ein Situationsbericht zu Schulbau, Schulsanierung und Schulschließung*, in: *Schulen in Deutschland*, S. 36-67, S. 38

16 so lautete der Titel einer 1964 erschienenen Reihe von Zeitschriftenartikeln und eines aus diesen hervorgegangenen Buches von Georg Picht. Siehe hierzu einführend: Oelkers, Jürgen, *Geschichte und Entwicklungslinien der Pädagogik im 20. Jahrhundert in Deutschland*, in: *Schulen in Deutschland*, S. 88-107, S. 100

17 Kreidt, *Schulbau*, S. 8

18 ebenda, S.9; außerdem: Lederer; Pieper; Kötz, *Schulen*, S. 38f.

19 Lederer, Arno, *Neue Leitlinien in der Gestaltung von Schulbauten*, in: *Schulen in Deutschland*, S. 108-121, S. 117f.

20 ebenda

21 siehe hierzu den Beitrag zu *Architektur und Städtebau der 70er und 80er Jahre*

22 Roeck, Bernd, Elias Holl. *Architekt einer europäischen Stadt*, Regensburg 1985, S. 70f.

23 ebenda, S. 71f.

24 zur Forderung nach dem Einsatz audiovisueller Medien im Unterricht siehe z.B.: Claus, Jürgen, *Expansion der Kunst. Beiträge zu Theorie und Praxis öffentlicher Kunst*, Frankfurt/Main; Berlin; Wien 1982 (Erweiterte und aktualisierte Auflage der Ausgabe Hamburg 1970), S. 151ff.

25 Kreidt, *Schulbau*, S.18

26 Menz, *Bestimmungen*, S.9

27 Fröbel, Friedrich, *Entwurf eines Planes zur Begründung und Ausführung eines Kinder-Gartens ...*, in: Hoffmann, Erika (Hrsg.), *Fröbel, Friedrich, Ausgewählte Schriften. Bd. 1: Kleine Schriften und Briefe von 1809-1851*, Godesberg 1951, S. 114-125, S. 117f.

28 Lebensbild, in: ebenda, S. 147-182, S. 175f.

29 Vollbehr, *Kindergärten*, S. 15

30 ebenda, S.8

31 siehe aktuell hierzu: Kröhnert, Steffen; van Olst, Nienke; Klingholz, Reiner, *Deutschland 2020. Die demografische Zukunft der Nation* (Studie des Berliner Instituts für Bevölkerung und Entwicklung), 2004, S.12

- 32 Einige Beispiele enthält die Publikation »Grundschulen und Kindergärten« aus der Reihe: Krämer, Karl (Hrsg.), Architektur + Wettbewerbe. Internationale Vierteljahreszeitschrift [AW; Heft Nr. 18], Stuttgart; Zürich 2000
- 33 Schütz, L. Vinzenz von Paul, in: Braunfels, Wolfgang (Hrsg.), Lexikon der Christlichen Ikonographie. Bd. 8: Ikonographie der Heiligen. Meletius bis Zweiundvierzig Martyrer, Sonderausgabe Freiburg i. Breisgau 1994 (ebenda 1974), Spalten 566-567
- 34 Zeilinger-Büchler, Roswitha, Kunstgeschichtliche Betrachtungen zur Datierung der Lorsch Königshalle, in: Heimat- und Kulturverein Lorsch (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte des Klosters Lorsch [Geschichtsblätter für den Kreis Bergstraße; Sonderheft 4], Lorsch 1978, S. 79-91, S. 79
- 35 Verwiesen sei hier z.B. auf die Fassade der Klosterbibliothek von Cîteaux, oder auf die Aufwertung der Dachzonen mittels glasierter Ziegel, wovon das Hotel Dieu in Beaune einen Eindruck vermitteln mag – auch wenn es sich selbstverständlich nicht mehr um die originalen Dachziegel handelt. Kurz hierzu, mit guten Abbildungen: Toman, Rolf (Hrsg.), Burgund. Kunst. Landschaft. Architektur, Köln 2000, S. 121 und S. 149ff. Einen ersten, reich bebilderten Überblick über die Verwendung und Herstellung von Backstein zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Kulturkreisen gibt: Campbell, James; Pryce, William, Backstein. Eine Architekturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 2003 [Brick, London 2003]
- 36 Wolters, Wolfgang, Architektur und Ornament. Venezianischer Bauschmuck der Renaissance, München 2000, S. 209ff.
- 37 siehe z. B. die Richtlinien der Bayerischen Staatsministerien für Arbeit und Sozialordnung und des Inneren vom 1. Oktober 1986 zur »Förderung von Neu-, Ersatz- und Erweiterungsbauten sowie Aus- und Umbaumaßnahmen von Heimen der Altenhilfe«, Punkt 3.2.–3.9; siehe außerdem die Schriften des »Kuratorium Deutsche Altenhilfe«
- 38 Lorenz, Peter, Planen und Bauen für das Alter. Wohnen im dritten Lebensabschnitt, Leinfelden – Echterdingen 1994, S. 5f.; Dieses Buch enthält auch eine kurze Einführung zu weiterführender Literatur sowie Hinweise zu den entsprechenden Vorschriften und Richtlinien und deren Entwicklung: siehe S. 8 und das Literaturverzeichnis im Anhang
- 39 Pfaff; Knörr, Wohnen, S. 11f.; die von den Autoren angeführten Ergebnisse sind der Studie »Wohnbiographien als Grundlagen einer bedürfnisgerechten Wohnraumplanung. Kritik des »altengerechten« Wohnungsbaus am Beispiel der Wohnsituation alter, alleinstehender Frauen im sozialen Wohnungsbau der 60er Jahre (Hrsg.: Kuratorium Deutsche Altenhilfe), Köln 1991 von Renate Narten entnommen.
- 40 ebenda, S. 11f.
- 41 siehe hierzu: Windemuth, Das Hospital, S. 17ff.
- 42 ebenda, S. 22
- 43 ebenda, S. 23
- 44 Windemuth, S. 105
- 45 Tietz-Strödel, Marion, Die Fuggerei in Augsburg. Studien zur Entwicklung des sozialen Stiftungsbaus im 15. und 16. Jahrhundert, Tübingen 1982, S. 30ff.
- 46 ebenda, S. 32 und S. 213
- 47 ebenda, S. 204-215
- 48 Die folgenden Informationen zur Geschichte des Hauses sind der Broschüre »400 Jahre Schlößle Stadtbergen« von Ludwig Bullmer, erschienen 1977 in Stadtbergen, entnommen.
- 49 Fassadenplanung Büro Schrammel, Objektplanung Büro Löser & Partner, Nürnberg.

Bildnachweis

Soweit nicht anders vermerkt: alle Fotos ABS.

Fotografen:

Petra Eisinger, Augsburg/München
Schambeck / Schmitt Fotografie GbR,
München

sowie weitere Fotografen, die nicht mehr fest-
gestellt werden konnten.

Kap. 1, Abb 1, 3, 19, 20:
Häußler, Franz, Augsburg. Alte Stadt mit
Kriegsnaiven, Augsburg 1984, S. 29 (Bild:
K. Lischer); S. 67 (Bild: F. Häußler);
S. 128 (Bilder: F. Häußler)

Kap. 2, Abb. 7, 8, 10:
Häußler, Franz, Die Kaisermeile. Augsburgs
Prachtstraße von St.Ulrich zum Dom, Augs-
burg 2000, S. 59 (Stich Privatbesitz/G.); S. 68
(Bild: Smlg. F. Häußler); S. 199 (Bild: Smlg.
F. Häußler)

Kap. 2, Abb. 12, 13:
Baureferat der Stadt Augsburg (Hrsg.), Städte-
baulicher Ideenwettbewerb »Bei St. Ulrich«,
Augsburg o. J., S. 8–9, S. 7
Bilder: Nachweis nicht aufgeschlüsselt, siehe
S. 35

Kap. 4, Abb. 11, 13, 14:
Fred Schöllhorn, Augsburg

Kap. 5, Abb. 11:
F. Schildhauer, Baugeschichte des Augsburger
Domes, Augsburg, 1900

Kap. 6, Abb. 24–26:
Prem, Augsburg

Katalog, Abb. S. 199, Stadtparkasse Augsburg,
Bartenbach Lichtlabor Innsbruck

Fotos Vorspann und Nachspann:
Schambeck / Schmitt Fotografie GbR,
München